

Ein Phantom namens Gerechtigkeit

Was und wie Bildung zu einer besseren Welt beitragen kann

Gerecht ist die Welt nicht und wird es kaum je sein. Aber man kann sie gerechter machen. Etwa mit Bildungsmaßnahmen. Die ersten Lebensjahre verdienen besondere Aufmerksamkeit.

Claudia Wirz

Der Traum der Menschen von der gerechten Welt ist vermutlich ebenso alt wie unerfüllbar. Die Ungerechtigkeit des Lebens beginnt noch vor der Geburt mit der Schwangerschaft. Es ist eine Lotterie, in welche Weltregion, in welches Quartier, mit welcher körperlichen und intellektuellen Konstitution man in welches familiäre und soziale Umfeld hineingeboren wird. Die Wahrscheinlichkeit, bei dieser Lotterie das grosse Los zu ziehen, ist auf der Welt alles andere als gerecht verteilt.

Wundermittel Bildung

Diese grundlegende Ungerechtigkeit fällt nicht nur global gesehen, sondern auch in nationalen Gesellschaften ins Gewicht. Nicht alle haben die gleich guten Startbedingungen. Das Postulat der «Chancengerechtigkeit» hat im nationalen Diskurs vieler Länder deshalb einen hohen Stellenwert erhalten. Und weil insbesondere in den Industrie- und Schwellenländern der Bildungserfolg sozusagen als Königsweg zu Glück und Wohlstand gilt, geht es dabei oft um den gerechten Zugang zu Bildung für alle. In einer zunehmend globalisierten Welt dürfte die individuelle Bildung künftig noch deutlich an Bedeutung zulegen (siehe Interview).

Im Fokus steht bei der gegenwärtigen Interpretation der Chancengerechtigkeit nicht nur das Glück des Einzelnen, sondern auch das Interesse der Gesellschaft. Eine gute Volksbildung verspricht weniger gesellschaftliche Kosten wie Kriminalität, Arbeitslosigkeit oder Analphabetismus und mehr wirtschaftlichen Wohlstand. Was Letzgenanntes betrifft, hat der deutsche Bildungsökonom Ludger Wössmann aufgezeigt, dass zwischen dem Wirtschaftswachstum eines Landes und den Ergebnissen seiner Schüler im Pisa-Test ein Zusammenhang besteht:



Nicht alle Kinder haben die gleich guten Startbedingungen. Sprachförderung für fremdsprachige Kinder.

GAETAN BALLY / KEYSTONE

Gute Pisa-Ergebnisse befördern das Wachstum. Dazu gilt es allerdings anzumerken, dass Pisa-Musterschüler Finnland mit einer hohen Jugendarbeitslosigkeit kämpft; die Quote arbeitsloser junger Erwachsener ist im nordischen Land mit hoher Maturaquote massiv höher als in Ländern mit einem starken Berufsbildungssystem wie der Schweiz oder Deutschland.

Wössmann hat in seinen Untersuchungen ebenfalls festgestellt, dass die Pisa-Ergebnisse dann besser ausfallen, wenn Kleinkinder schon früh vorschulische Bildung geniessen. Ist frühkindliche Bildung folglich das Wundermittel für mehr Wohlstand, Wachstum und soziale Gerechtigkeit?

Amerikanische Studien scheinen diese These zu stützen. Der amerikanische

Ökonom James J. Heckman kommt zum Schluss, dass frühkindliche Bildung in den ersten drei bis vier Lebensjahren klare positive Effekte zeitigt. Er stellt fest, dass für den späteren Bildungserfolg sehr früh die Weichen gestellt werden. Je früher die kindliche Entwicklung gefördert wird, desto effektiver die Ergebnisse. Spätere Interventionen wie kleinere Klassen sind laut Heckman weniger effizient, weil sie im Vergleich zu den frühen Massnahmen mehr kosten und vergleichsweise wenig «reparieren» können. – Hauptquelle der Ungleichheit, schreibt Heckman, sei folglich die Familie, nicht die Schule. Ein Kind, das in einer wenig anregenden Umgebung seine ersten Lebensjahre verbringt und dadurch wichtige Sinneserfahrungen nicht machen kann, kom-

me bald ins Hintertreffen gegenüber Gleichaltrigen, die mit ihrem Elternhaus mehr Glück gehabt haben oder eine frühe vorschulische Förderung geniessen konnten. Dieses Manko kann es laut Heckman möglicherweise nie mehr ganz aufholen. Geld spielt dabei nur eine Nebenrolle; die Benachteiligung entstehe eher aus dem Mangel an Anregung und Sinneserfahrung und weniger wegen mangelnder finanzieller Ressourcen.

Was bedeutet das nun alles für die Schweiz? Dass die allererste Lebensphase für die spätere Entwicklung von zentraler Bedeutung ist, unterstreicht auch Rainer Huber, ehemaliger Aargauer Regierungsrat und Geschäftsführer des Vereins «Forum Bildung», der «das Wissen und die Diskussion über zu-

kunftsweisende Bildungs- und Schulthemen» fördert. Deshalb sollte sich seiner Meinung nach in der Schweiz nicht primär nur die SODK, die Konferenz der kantonalen Sozialdirektoren, sondern auch die EDK, die Eidgenössische Konferenz der Bildungsdirektoren, dieser Frage annehmen. Huber verweist dabei auf den «Orientierungsrahmen für die frühkindliche Bildung in der Schweiz» der schweizerischen Unesco-Kommission (NZZ 25. 6. 12).

Die Rolle der Eltern

Die Hauptverantwortung für die frühkindliche Erziehung liegt laut Huber aber nicht beim Staat, sondern bei den Eltern. Die meisten nähmen diese Aufgabe auch wahr, doch nicht alle hätten die gleichen Voraussetzungen, meint er. Bildungsmaßnahmen zur Erhöhung der «Chancengerechtigkeit» in der frühen Kindheit müssten deshalb die Eltern einbeziehen und das Bewusstsein dafür fördern, welche Verantwortung Elternschaft schon in der allerersten Phase mit sich bringt. Chancengerechtigkeit im Sinne von «Matura für alle» hält Huber für verfehlt; Ziel müsse es sein, dass sich jedes Kind nach seinen Fähigkeiten entfalten könne.

EINKOMMEN UND SCHULERFOLG

· Eine neue Schweizer Studie der Ökonomen Philipp C. Bauer und Christoph A. Schaltegger hat anhand der Daten von 2740 Gemeinden untersucht, wie sich die Einkommensverteilung auf Schulleistungen und soziale Mobilität auswirkt. Die Forscher stellten fest, dass eine positive Beziehung zwischen Einkommensungleichheit und Schulerfolg von Kindern besteht, die aus einem Elternhaus mit mittlerer Bildung stammen. Im Gegensatz dazu hatte die Einkommensungleichheit auf die Schulleistungen von Kindern aus einem Elternhaus mit geringer oder hoher Ausbildung einen negativen Effekt. Es konnte nicht bewiesen werden, dass eine gleichmässige Einkommensverteilung den sozialen Aufstieg von benachteiligten Kindern automatisch begünstigt.

«Die künftige Migration macht eine neue Bildungspolitik unerlässlich»

Der Finanzwissenschaftler Reiner Eichenberger über Chancengerechtigkeit und die Frage, was ein Bildungskapital helfen könnte

Herr Prof. Eichenberger, Sie haben einmal gesagt, eine gewisse Ungerechtigkeit könne gerecht sein. Wie meinen Sie das? Natürlich ist Gerechtigkeit wichtig. Aber gerade deshalb schafft sie oft Ungerechtigkeit. Stellen Sie sich vor, in der Schweiz herrsche absolute Gerechtigkeit. Wie ungerecht bevorteilt wären da die Schweizer gegenüber dem Rest der Welt! Oder stellen Sie sich eine Welt vor, in der Leute ausschliesslich aus «gerechten» Gründen entlassen würden. Diese wären derart stigmatisiert, dass sie nie mehr eine Stelle finden würden.

Es gibt also kein gerechtes Paradies? Nein. Selbst im vermeintlichen Paradies ist die Welt nicht gerecht. Entweder herrscht die totale Gleichmacherei und damit tödliche Langeweile. Oder es lebt jeder nach seiner Fassung. Doch dann arbeiten die einen hart und verdienen Geld, während die anderen viel Freizeit haben und wenig Geld. Das führt zu Ungerechtigkeiten, vor allem, wenn man – wie etwa die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe – Gerechtigkeit und Glück nur in Geld misst. Geld allein macht nicht glücklich. Glücklich macht selbstverdientes Geld. Daraus folgt aber eine ganz andere Sozialpolitik.

Gilt das auch für die Schulnoten? Verdiente Noten machen glücklicher. Ganz generell gilt: Die Anreizwirkung von Geld und anderen Belohnungen ist für sich alleine relativ klein. Was wirklich wirkt, ist konstruktives, aufbauendes Feedback. Aber das Feedback eines Chefs ist wenig glaubwürdig, wenn er es

nicht mit Geld unterstreicht und wenn er allen Angestellten ein positives Feedback gibt. Das Gleiche gilt für Noten. Schüler merken sofort, wenn gute Noten ohne Gegenleistung verteilt werden; dann sind die Noten nichts wert und machen auch nicht froh.

Ist es gerecht, schwachen Schülern gewisse Fächer zu erlassen?

Oft sind individuelle Lernziele sinnvoll. Es bringt nichts, schlechte Schüler dauernd mit ungenügenden Noten zu bestrafen. Man sollte ihren Einsatz bewerten, ihre Entwicklung. Es gibt einen Sport, der das vormacht: Golf. Hier spielt man nicht nur gegen die anderen, sondern auch gegen sein eigenes Handicap. Es gäbe in der Schule viele Möglichkeiten, diesem Prinzip nachzuleben. Aber die Lehrer brauchen Freiheiten bei der Beurteilung und sollten nicht zu «Automaten für Notendurchschnittsrechnungen» gemacht werden.

Sie sagen, Gerechtigkeit sei wichtig. Warum sind Sie denn so kritisch gegenüber der Umverteilung durch Steuern?

In der Umverteilungsdiskussion wird das Thema Steuerüberwälzung sträflich vernachlässigt. Wer zahlt die Mehrwertsteuer? Normalerweise wird sie auf die Konsumenten überwälzt. Und wer zahlt die Einkommenssteuern? Wird ein internationaler Spitzensportler hoch besteuert, wird er die Kosten auf seinen Klub überwälzen. «Einfache Leute» können das nicht. Aber steigt ihre Steuerlast, werden die Gewerkschaften die Reduktion der Arbeitszeit fordern. Es

gibt also auch eine Überwälzung von Arbeitnehmern zu Arbeitgebern. Diese wiederum geben die Kosten an die Konsumenten weiter. Konsumieren kann aber normalerweise nur, wer zuvor etwas geleistet hat. Deshalb werden schliesslich alle Steuern von denjenigen getragen, die etwas leisten, aber den Steuern nicht flexibel ausweichen können.



«Wir brauchen eine positive Diskriminierung» im Bildungssystem.»

Reiner Eichenberger
Universität Freiburg i. U.

nen, also von den normalen Werktätigen. Angesichts dieser Umverteilung ist es absurd, bei der Gerechtigkeitsfrage nur auf das Geld zu fokussieren.

Warum?

Es gibt neben Geld vieles, was Menschen glücklich macht. Aber ausgerechnet die Sozialdemokraten, die sonst immer predigen, dass Geld nicht alles sei, verrennen sich in dieser Stossrichtung, werden bei der Umverteilungsdiskussion richtig «geldgeil». Etwa mit der 1:12-Initiative.

Mit Geld kann man aber auch etwas kaufen, zum Beispiel Bildung.

Individuelle Bildung ist in der Tat entscheidend und wird in Zukunft noch

wichtiger sein. Noch ist die Bildungsdiskussion von Bildungsexternalitäten geprägt, also den positiven Wirkungen der individuellen Ausbildung auf die Gesellschaft insgesamt. Aber die künftige Migration wird diese Diskussion dramatisch verändern. Der Arbeitsmarkt wird international. Wer nichts abwirft, wird durch Bessere verdrängt. Als Schweizer hat man nicht mehr einen angeborenen Bonus. Deshalb halte ich es für absurd, junge Leute zu überreden, Ingenieur zu werden, also einen Beruf zu wählen, den Millionen von Chinesen und Indern für tiefere Löhne ausüben. Auf dem einheimischen Arbeitsmarkt bieten Berufe mit Swissness-Aspekt bessere Verdienstmöglichkeiten. Auf jeden Fall wird die richtige Bildung entscheidend für das individuelle Einkommen.

Was bedeutet das für uns?

Es wird einen Run auf Bildung geben, und es werden dabei viele Fehler passieren. Eine Maturandenschwemme oder eine Überakademisierung nützt uns gar nichts. Die Berufsbildung ist und bleibt für unseren Wohlstand zentral. Dort werden auch sehr gute Löhne erzielt werden. Wenn wir nur Spitzenstudiengänge der Spitzenuniversitäten fördern, tun wir mit unserem Steuergeld nichts für unsere Kinder. Denn Spitzenstudenten kommen oft aus dem Ausland, nicht weil die Schweizer dümmer sind, sondern weil es weniger Schweizer gibt.

Was also ist zu tun?

Wir müssen mehr denn je alles daran setzen, unseren Kindern eine gute Aus-

bildung zu ermöglichen. Durch die Globalisierung werden sich zunehmend ausländische Ausbildungswillige für ein Studium an Schweizer Bildungsinstitutionen bewerben. Schon heute stammt rund ein Viertel der Studierenden an Schweizer Universitäten aus dem Ausland. Die Universitäten können die Besten auswählen. Damit die inländische Bevölkerung dabei nicht unter die Räder kommt, braucht es eine «positive Diskriminierung».

Wie könnte das gerecht funktionieren? Mit der subjektbezogenen Bildungsfinanzierung. Wir müssen die alte Idee des Bildungsgutscheins neu denken. Ich schlage ein Grundkapital – zirka 40 000 bis 70 000 Franken – für die tertiäre Ausbildung vor. Jeder erhält bei Volljährigkeit diesen Betrag explizit für die Ausbildung, die er hier, aber auch im Ausland absolvieren kann. Es ist absurd, dass wir die Ausbildung nur im Inland finanzieren, wo sie besonders teuer ist. Ein solches Bildungskapital könnte die Ausbildung und damit das Einkommen der einheimischen Bevölkerung auf effiziente Art gewährleisten, und eine unerwünschte Subventionierung internationaler Studierender würde vermieden. Die Hochschulen könnten ihre Finanzierung zumindest teilweise auf Gebühren umstellen. Und natürlich könnten auch weiterhin ausländische Spitzentalente gefördert werden.

Interview: Claudia Wirz

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg i. U.